Am Sonntagmorgen vom 06. März 2011
im Deutschlandfunk
von Hans-Jürgen Benedict
aus Hamburg

"Wie schad, dass ich kein Pfaffe bin" - Wilhelm Buschs Spott über die Frommen

Von Hans-Jürgen Benedict, Hamburg

Sprecher: Gilles Chevalier

Autor:

Wilhelm Busch ist der größte Meister des deutschen Humors. Viele seiner Verse sind sprichwörtlich geworden. Jeder kennt und zitiert sie. „Es ist ein Spruch von alters her, wer Sorgen hat, hat auch Likör." Im Bundestag, in der Kneipe, auf der Universität, im Alltagsgespräch - überall kommt er zu Wort. „Wer einsam ist, der hat es gut / weil keiner da, der ihm was tut." Wir lieben die Weisheit und die Selbsterkenntnis seiner Gedichte. Doch der Witz seiner scheinbar lustigen Bildergeschichten, der Vorläufer der heutigen Comics, hat auch eine dunkle Seite. Busch hat die Schwächen der Menschen gnadenlos aufs Korn genommen. Spott und Schadenfreude spielen bei ihm eine große Rolle. Es wird geschlagen und gestraft, oft enden die Geschichten mit dem Tod der Hauptpersonen. Man hat Wilhelm Busch vorgeworfen, er zeichne teilnahmslos, ohne einen Hauch von Nächstenliebe. Busch rechtfertigte sich in seiner launigen Selbstbiographie „Von mir über mich".

Sprecher:

Man ist ein Mensch und erfrischt und erbaut sich gern an den kleinen Verdrießlichkeiten und Dummheiten anderer Leute. Lachen ist ein Ausdruck relativer Behaglichkeit.[1]

Autor:

Seine Figuren seien Phantasiehanseln, die sich vom Gesetz der Schwere freimachten. Der Franzel hinterm Ofen freue sich der Wärme umso mehr, wenn er sieht, wie sich draußen der Hansel in die rötlichen Hände pustet.

Sprecher:

Man sieht die Sach' an und schwebt derweil in behaglichem Selbstgefühl über den Leiden der Welt.[2]

Autor:

Woher kommt diese spöttische Haltung gegenüber dem Leben, ein Spott, der auch die Frommen nicht verschonte? Wilhelm Busch, 1832 in dem hannoverschen Dorf Wiedensahl geboren, ist in protestantischen Anschauungen aufgewachsen.

Er erzählt, wie er morgens seiner Großmutter Lieder aus dem Gesangbuch vorlas. Als er neun Jahre alt war, wurde er zu dem Pastor Kleine in Ebergötzen geschickt, dem Bruder seiner Mutter. Der Grund waren die beengten Wohnverhältnisse in Wiedensahl. Bei ihm blieb er bis zur Konfirmation. Dieser Onkel, ein milde gestimmter passionierter Bienenzüchter, gab ihm einen gründlichen Unterricht. Busch bezeichnete die Jahre in Ebergötzen als die schönsten seiner Jugend. Und doch hat die jahrelange Trennung von der Familie, besonders der Mutter, auch Nachwirkungen gehabt. Sein Verhältnis zu Frauen war schwierig. Busch blieb sein Leben lang unverheiratet. Auch als er mit Max und Moritz 1865 berühmt geworden war, er lebte damals in München, zog es ihn doch immer wieder in den protestantischen Norden. Seine Schwester Fanny hatte den Wiedensahler Pastor Nöldeke geheiratet. Als der Pastor gestorben war, zog Wilhelm Busch mit der Schwester ins Pfarrwitwenhaus. Er kümmerte sich um die Ausbildung der drei Neffen, von denen zwei Pastoren wurden. Man müsste also annehmen, dass er die Pastoren auch in seinen Geschichten und Gedichten positiv beurteilt. Das ist jedoch nicht der Fall. In der Gedichtsammlung „Kritik des Herzens“ steht folgender satirischer Text.

Sprecher:

Wie schad, dass ich kein Pfaffe bin,

das wäre so mein Fach.

Ich bummelte durchs Leben hin

und dächt nicht weiter nach.

Mich plagte nicht des Grübelns Qual

der dumme Seelenzwist,

Ich wüsste ein für alle mal

Was an der Sache ist.

Und weil mich denn kein Teufel stört

So schlief ich recht gesund,

wär wohlgenährt und hochverehrt

und würde kugelrund.

Käm dann die böse Fastenzeit

So wär ich fest dabei

Bis ich mich elend abkasteit

mit Lachs und Hühnerei.

Und dich, du süßes Mägdelein

Das gern zur Beichte geht

Dich nähm ich dann so ganz allein

gehörig ins Gebet.[3]

Autor:

Was der Protestant Wilhelm Busch hier zum Entzücken seiner Leser beschreibt, ist natürlich eine Karikatur. Es ist die Karikatur des wohlgenährten Pfaffen, der trotz Fastengelübdes und Zölibats es mit dieser Moral nicht so genau nimmt, sie vielmehr geschickt zu umgehen weiß. Solche Spöttereien über die Frommen gehen eindeutig gegen den katholischen Klerus. Um das zu verstehen, muss man die Situation im damaligen Deutschland berücksichtigen.

Es herrschte der so genannte Kulturkampf: Reichskanzler Bismarck versuchte nach 1871 im preußisch-protestantisch geprägten Kaiserreich den Einfluss der katholischen Kirche besonders auf dem Gebiet des Schulwesens und der Ehegesetzgebung zu beschneiden. Der Jesuitenorden wurde verboten, den katholischen Pfarrern wurde per Gesetz untersagt, sich zu politischen Fragen zu äußern. In dieser Zeit veröffentlichte Wilhelm Busch drei Bildgeschichten, in denen er sich auf die Seite des Reichskanzlers Bismarck schlug und die katholische Kirche schlecht machte: „Der Heilige Antonius von Padua“, „Pater Filuzius“ und „Die fromme Helene“. Im Jahr 1871 erschien die Bildgeschichte „Der Heilige Antonius von Padua“ im Verlag Schauenburg im badischen Lahr und erregte gleich Ärgernis. Es kam zu einer Anklage gegen den Verleger wegen Herabwürdigung der Religion und Erregung öffentlichen Ärgernisses durch unzüchtige Schriften. Busch bedient sich im Heiligen Antonius des gleichen stilistischen Mittels wie die Mönchssatiren des Spätmittelalters. In ihnen kritisieren die Schreiber den Widerspruch zwischen frommem Anspruch und Sinnenlust und nehmen das Verhalten der Mönche derb auf die Schippe. So auch Busch. Als junger Mann, so beschreibt es Busch, hat Antonius, der spätere Heilige, ein missglücktes Liebesabenteuer mit einer verheirateten Frau: Er rettet sich vor dem Degen des eifersüchtigen Gatten ins Plumpsklo, ein Erlebnis, das zur Bekehrung und dem Eintritt ins Kloster führt. Dort beginnt er zu malen und macht besonders die Jungfrau Maria zum Gegenstand seiner andachtsvollen Kunst. Sie beschützt Antonius und rettet ihn vor den Nachstellungen des Teufels. Busch kommentiert das so:

Sprecher:

„Recht nützlich ist die Malerei, wenn etwas Heiligkeit dabei.“[4]

Autor:

Antonius löscht kraft des Gebets den Brand in der Klosterkellerei, was zum Jubel der alkoholisierten Mönche führt. Er tut weitere Wunder, sein Ruhm mehrt sich, doch der Bischof Rusticus zweifelt noch an seiner Heiligkeit. Da fragt Antonius ein taubstummes Findelkind, wer seine Eltern sind. Das Kind zeigt auf den Bischof und spricht, o Wunder:

Sprecher:

Der Bischof Rusticus der ist…,

P-s-s-ss-s-s-t sprach der Bischof,

es ist schon recht; Antonius

du bist ein Gottesknecht.

Autor:

Dann folgt die Beichte der schönen Monica, die den Heiligen am Barte zupft, ihn liebkost und in ihr Bett ziehen will.

Sprecher:

Da sprach Antonius mit barschem Ton:

Verruchtes Weib, jetzt merk ich’s schon,

kehrt würdevoll sich um und klapp,

Die Thüre zu - geht er treppab.

Da sprach die schöne Monica,

die dieses mit Erstaunen sah:

Ich kenne doch so manchen Frommen,

so was ist mir nicht vorgekommen.

Autor:

Wilhelm Busch treibt die Absurdität des keuschen Lebens noch auf die Spitze: Der standhafte Antonius nimmt zum Schluss als Eremit im Wald ein Schwein als ersehnten Lebensgefährten an und fährt mit diesem zugleich zum Himmel auf.

Sprecher:

Au weih geschrien! Ein Schwein, ein Schwein

So hoben die Juden an zu schrein

und auch die Türken kamen in Scharen

und wollten sich gegen das Schwein verwahren.

Autor:

Die Verletzung religiöser Gefühle, hier das Tabu des Schweinefleischsessens im Judentum und Islam, scheint bewusst intendiert. Die Jungfrau Maria tritt auf und spricht den provozierenden Satz, der jeden Katholiken ärgern musste.

Sprecher:

Es kommt so manches Schaf hinein,

wieso nicht auch ein braves Schwein

Da grunzte das Schwein, die Englein sangen

so sind sie Beide hineingegangen.

Autor:

Eine spöttisch-antikatholische Tendenz hat auch die Bildgeschichte „Die fromme Helene“. Hier geht es wie häufiger bei Busch um eine bebilderte Kurzbiographie von Geburt bis Tod. Helene, offensichtlich ein Waisenkind, wird vom Vormund aufs Land geschickt - zu Onkel und Tante Nolte. Nach schlimmen Streichen muss Helene wieder zurück in die Stadt, wo sie schließlich den Fabrikanten Schmöck heiratet. Trotz der romantischen Hochzeitsreise nach Heidelberg bleibt die Ehe sexuell unerfüllt. Schmöck ist eher dem Essen und Trinken zugetan und schläft abends sofort ein. Wieder zu Hause flieht die frustrierte Helene in die Wohltätigkeit, ein beliebtes Tätigkeitsfeld reicher Damen im Deutschen Kaiserreich. Verstärkt spricht sie dem Alkohol zu. Schmöck aber denkt nur ans Essen, verschluckt sich an einer Gräte und stirbt.

Sprecher

Ach, wie ist der Mensch so sündig/Lene, Lene! Gehe in dich![5]

Autor :

Spricht Busch in dem Kapitel „Die Reue“ seine Heldin an. Und dann zeigt er, wie Helene, hässlich geworden, der Welt und ihren Versuchungen entsagt. Sie wirft ihre große Kollektion

von Kleidern und Stiefeln weg, und wird jetzt richtig fromm.

Sprecher:

Sieh, da geht Helene hin, eine schlanke Büßerin.

Autor:

Aber den wahren Trost spendet ihr vor allem der Alkohol, wie man an ihrer Nase erkennen kann. Und da fällt der berühmte Spruch:

Sprecher:

Es ist ein Brauch von alters her / Wer Sorgen hat, hat auch Likör.

Autor:

Genial hat Busch das gezeichnet, wie Helene zwischen Betstuhl und Flasche hin- und herschwankend mit der Versuchung kämpft. Schließlich greift sie doch zur Flasche. Und wie so oft bei Wilhelm Busch folgt die Strafe auf dem Fuße. Die Trunkene stößt den Tisch um, die Petroleumlampe entzündet ihr Gewand, sie verbrennt.

Onkel Nolte ist betroffen, als er von Helenes Tod hört.

Sprecher:

Doch als er nun genug geklagt:

Oh, sprach er - Ich hab’s gleich gesagt.

Das Gute, dieser Satz steht fest,

ist stets das Böse, was man lässt.

Autor:

Nun ist der Onkel allerdings ein spießbürgerliches Ekel und frommer Heuchler wie gleich darauf sein Selbstlob mit den unnachahmlich gezeichneten gefalteten Händen und dem scheinheiligen Blick nach oben zeigt.

Sprecher:

Ei ja da bin ich wirklich froh.

Denn Gott sei Dank! Ich bin nicht so.

Autor:

Das Gute ist stets das Böse, was man lässt. Das ist ein pessimistischer Blickwinkel, der wohl dem Dichter Wilhelm Busch selbst zu Eigen ist. Der Satz klingt wie die Aussage Gottes nach der Sintflut am Anfang der Bibel: „Das Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf."

„Die fromme Helene" kann allerdings auch als Kommentar zum Schicksal vieler Frauen im Kaiserreich gelesen werden. Die Frömmigkeit wäre dann nur Ersatzbefriedigung, Flucht aus einem Schicksal unbefriedigter Liebe und Zärtlichkeit, die man in Liedern und Gebeten findet und in der Nähe zu Jesus und Ersatzmittlergestalten wie den Geistlichen.

Wilhelm Busch spottete zwar gern über die Frommen, besonders über die katholischen. Er war aber zugleich ein bewusster Protestant, der sich kritisch mit dem Christentum auseinander setzte. Von Glaubenszweifeln blieb er nicht verschont. Er lebte ohne Katechismuswahrheiten. Aber er bewahrte sich seinen Glauben an Gott den Vater und an den Jesus der Evangelien. So sagte er einmal zu seinem Neffen, in dessen Pfarrhaus in Mechtshausen er sein letztes Lebensjahrzehnt verbrachte:

Sprecher:

Das Christentum ist einfach: der Glaube an den Vater und die Nächstenliebe. Wir müssen von dem Ewigen in Bildern reden und, was das Transzendente angeht, müssen wir Gleichnisse gebrauchen.[6]

Autor:

Das ist eine Einsicht, die leider auch heute noch nicht ausreichend in der Theologie und der Verkündigung angekommen ist. Von Gott können wir nur in Bildern, Analogien und Symbolen reden. Busch geht aber noch weiter.

Sprecher:

Jesus selbst hat keine Dogmen aufgestellt, sie vielmehr abgelehnt. Die Legenden und Dogmen sind durch die historische Entwicklung schon von Paulus an und im Johannesevangelium dazu gekommen. Es steckt viel Poesie darin und hinter allem eine Wahrheit. Es kommt auf die innere Wahrheit an, mehr als auf die äußeren geschichtlichen Tatsachen.[7]

Autor:

Theologisch war der Laie Busch also modern. Der Humor ist für ihn wie der Glaube eine bestimmte Haltung dem Leben gegenüber. Wunderbar kommt das in folgendem Gedicht zum Ausdruck:

Sprecher.

Es sitzt ein Vogel auf dem Leim

er flattert sehr und kann nicht heim.

Ein schwarzer Kater schleicht herzu,

Die Krallen scharf, die Augen gluh

Der Vogel denkt, weil das so ist

Und weil mich doch der Kater frisst,

So will ich keine Zeit verlieren,

will noch ein wenig quinquilieren

Und lustig pfeifen wie zuvor.

Der Vogel, scheint mir, hat Humor.[8]

Autor:

Humor ist für Wilhelm Busch wie der Glaube die Fähigkeit, eine nicht ideale Welt heiter auszuhalten. Gern lachte er in seinen Bildgeschichten über die Pfaffen, wo sie scheinheilig waren. Aber nicht nur über die Pfaffen. Auch andere Berufe werden vorgeführt. In dem wir über die anderen lachen, sollen wir zur Selbsterkenntnis kommen, dass wir auch nicht viel besser sind. Busch hat uns also auf witzige Weise wie ein guter Prediger etwas von der Einsicht erzählt, dass wir alle Sünder und doch von Gott angenommen sind, wenn wir das nur glauben.

Musik

Johannes Brahms, Sonata pour violon et piano en ré mineur, op 108, III Un poco presto e con sentimento, Roland Pidour (Violoncello) Jean Claude Pennetier (Piano), Regis Pasquier (Viola), Bruno Pasquier (Alto).

Anmerkungen

1 Wilhelm. Busch, Was beliebt ist auch erlaubt.

2 A.a.O., Busch, Was beliebt.

3 Wilhelm Busch, Und die Moral von der Geschicht.

4 Alle folgenden Zitate aus „Der heilige Antonius von Padua“ in: Wilhelm Busch, Was beliebt ist auch erlaubt.

5 Alle folgenden Zitate aus „Die fromme Helene“ in: Wilhelm Busch, Und die Moral von der Geschicht

6 Zit. in: R. Will, Verhaltenes Zeugnis.

7 Ebd.

8 Wilhelm Busch, Und die Moral von der Geschicht.